

Autonomes Handeln

Soziologische, feministische und psychodramatische Perspektiven

Katharina Novy

Erschienen in:

S. Kern & S. Spitzer-Prochazka (Hrsg.) (2012): Das Drama der Abhängigkeit. Eine Begegnung in 16 Szenen (S. 47–59). Wiesbaden: Springer.

Zusammenfassung: Dieser Artikel widmet sich der Auseinandersetzung mit Autonomie aus soziologischer, feministischer und psychodramatischer Sicht. Soziologisch wird Bourdieus Habituskonzept in die Diskussion gebracht, kritisch wird auf den dominanten Diskurs um Selbstverantwortung und weiters auf die auf Kant aufbauenden Entwürfe von Autonomie Bezug genommen. Schließlich werden die Konzepte der relationalen Autonomie und des Doing Autonomy mit konkretem psychodramatischem Tun in der (politischen) Bildungsarbeit in Verbindung gebracht.

Schlüsselwörter: Psychodrama, Soziodrama, Soziologie, Relationale Autonomie, Feministische Bildung

Autonomous Acting

Sociological, Feminist and Psychodramatic Perspectives

Abstract: This article sets out to discuss the idea of autonomy from sociological, feminist and psychodramatic points of view. The theoretical approach is manifold, taking into account Bourdieu's concept of habitus as well as feminist debates concerning Kant's notion of autonomy. The concept of relational autonomy as well as the idea of doing autonomy are presented and connected with the author's psychodramatic practice.

Keywords: Psychodrama, Sociodrama, Sociology, Relational Autonomy, Feminist Education

In einem Heft, das sich zur Gänze dem Thema „Abhängigkeit“ in seinen unterschiedlichen Formen und Antworten darauf widmet, scheint es mir interessant, sich dem Gegenpol und dem in therapeutischen Zusammenhängen wohl angestrebten Wert zu nähern: der Autonomie. Für mich als Sozialwissenschaftlerin, Feministin und Psychodramatikerin sind es drei Gedankengänge, die mir für diese Auseinandersetzung fruchtbar erscheinen. Als Sozialwissenschaftlerin widme ich mich kritisch der im neoliberalen Zeitgeist liegenden einseitigen Betonung von Autonomie als Selbstverantwortung. Pierre Bourdieus Habituskonzept bietet hier eine spannende – und mit dem Psychodrama gut kompatibel! – Sichtweise, Subjekt und Gesellschaft zusammen zu denken. Als Feministin hat mich die kritische Auseinandersetzung feministischer EthikerInnen mit dem traditionellen Denken von Autonomie sehr angesprochen, welches, wie sie ausführen, historisch stark im männlich konnotierten Denken verankert ist und weibliche Lebenszusammenhänge ausgeklammert hat. Das Konzept der „relationalen Autonomie“ will hier den Blick weiten für Autonomie, die in Bezogenheit zu anderen gedacht wird. Als Psychodramatikerin versuche ich, Verbindungen zwischen diesen Sichtweisen und dem psychodramatischen Denken herauszuarbeiten und schließlich meine eigene psychodramatische Bildungsarbeit mit Frauen in diesem Kontext zu beleuchten.

„Autonomie“ ist dabei nicht so leicht zu definieren – seit Immanuel Kant haben sich zu viele Philosophen mit diesem Begriff befasst.¹ John Christman bietet jedoch eine Orientierung, die mir an dieser Stelle reichen soll: „In general, the unifying Idea behind the various uses of the notion of autonomy is that of ‚self-government‘ – being or doing only what one freely, independently, and authentically chooses to be or do“ (Christman 1995, S. 18).¹ Unabhängigkeit und Authentizität machen somit den Kern des Gedankens aus. Hilfreich ist

auch die Unterscheidung zwischen moralischer und persönlicher Autonomie. Moralische Autonomie drückt den Anspruch aus, dass Menschen ihre Entscheidungen aufgrund von selbst gewählten Werten und Prinzipien treffen. Persönliche Autonomie bezieht sich auf die psychologischen und materiellen Umstände, unter denen Menschen selbstbestimmt leben können.

1 Selbstverantwortung und Habitus

Das Interesse an Selbstbestimmung wurde im aktuellen dominanten gesellschaftlichen Diskurs verwandelt in den Ruf nach Selbstverantwortung. Diese wird in den unterschiedlichsten Bereichen nun erwartet und eingefordert. Von (innovativeren) Schulen, wo „autonome Zeiteinteilung“ und eigenverantwortliches Lernen groß geschrieben werden, bis zu bildungspolitischen Debatten um „employability“ (Beschäftigungsfähigkeit) und „entrepreneurship“ (unternehmerisches Denken) als Bildungsziele. Von den Ich-AGs bis in die sozialpolitischen Debatten hinein, wo die von Armut Betroffenen als nicht eigenverantwortlich dargestellt werden – eine „spezielle Kultur der Abhängigkeit“ wird ihnen vorgeworfen (Moser 2005, S. 13).

Persönliche Autonomie wird dabei oft nicht mehr als etwas gesehen, was von der Gesellschaft (mit) ermöglicht wird, sondern als eine Leistung, die der oder die einzelne zu erbringen hat. „Jeder ist seines Glückes Schmied“ lautet die dahinterliegende Vorstellung. Dabei sind wir – wie der französische Soziologe Pierre Bourdieu (Bourdieu 1998, 1997) herausgearbeitet hat - bis in die persönlichsten Sphären von Geschmack und alltäglichen Vorlieben gesellschaftlich eingebunden und in der gesellschaftlichen Hierarchie verortet. Seine schon vor 30 Jahren erstmals veröffentlichten und seither breit rezipierten Gedanken und Studien ermöglichen den Blick darauf, wie wir bis in unser Innerstes gesellschaftliche Wesen sind. Bourdieu spricht vom „Habitus“ der AkteurInnen, ihren Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Als „einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte“ (Bourdieu 1997, S.105) bestimmt dieser, wie sie ihre Welt wahrnehmen, ihre ästhetischen Maßstäbe und ethischen Normen, ihre Alltagstheorien usw. Der Gedanke, dass Musik- oder Möbelgeschmack, ja selbst Essensgeschmack nicht individuelle Vorlieben sind, sondern zu einer Verortung im gesellschaftlichen Feld passen, war ein Gedanke, der mich bei erstmaliger Auseinandersetzung mit dem Habituskonzept faszinierte: So persönlich erschienen mir doch zunächst ästhetische Urteile oder Essensgeschmack. Dass das Amusement über den „schlechten“ oder „komischen“ Geschmack anderer Menschen (vorgeführt etwa auch in der erfolgreichen ORF Sendung „Alltagsgeschichten“) einem typischen Abgrenzungsmechanismus und Distinktionsverhalten entspricht und für die jeweilige Verortung in einer Klassengesellschaft spricht, war erhellend. Der Habitus stellt nach Bourdieu die unbewusste Verinnerlichung der äußerlichen materiellen und kulturellen Bedingungen des Lebens dar – bis hinein in Körperhaltung, Kommunikationsverhalten, Sprache. Der Habitus determiniert dabei nicht vollständig die Praxis der AkteurInnen, aber er stellt die Grenzen möglicher und unmöglicher Praktiken dar. „Der Habitus [ist] die unbegrenzte Fähigkeit (...), in völliger (kontrollierter) Freiheit Hervorbringungen – Gedanken, Wahrnehmung, Äußerungen, Handlungen – zu erzeugen, die stets in den historischen und sozialen Grenzen seiner eigenen Erzeugung liegen ...“ (Bourdieu 1997, S. 103) Dabei wird schon das Denken und Wünschen zensuriert – so werden etwa Wünsche und Zukunftspläne, die mit den objektiven Bedingungen nicht zusammenpassen, gar nicht weiter entwickelt. „(So) werden die unwahrscheinlichsten Praktiken vor jeder näheren Prüfung durch eine Sofortunterwerfung unter die Ordnung, die aus der Not gern eine Tugend macht, also Abgelehntes verwirft und Unvermeidliches will, als *undenkbare* (Hervorhebung durch den Autor) ausgeschieden.“ (Bourdieu 1997, S. 100)

Wie der Habitus konkret etwa bei der Rekrutierung von gesellschaftlichen Eliten wirkt, hat Michael Hartmann für die gegenwärtige deutsche Gesellschaft untersucht. Er hat dabei zwar Differenzen zu Frankreich (auf das sich Bourdieu in seinen Studien bezieht) festgemacht - so ist vor allem die politische Elite anders strukturiert. Für die Privatwirtschaft aber hat er ebenso eine starke soziale Selektion festgestellt. So hat ein Sohn eines Geschäftsführers oder eines Vorstandsmitglieds 17mal so gute Aussichten, in den Vorstand

eines Großkonzerns einzuziehen, wie der Sohn eines Arbeiters – wohlgemerkt, wenn beide es bereits bis zur Promotion geschafft haben. Hartmann hat dabei die Bedeutung des Habitus bei der Reproduktion der Elite festgestellt: „Der Universitätsabschluss sorgt für nicht mehr als eine erste grobe Vorauswahl. Dann kommt es auf die intime Kenntnis der wesentlichen Dress- und Benimmcodes, eine unternehmerische Einstellung, eine breite bildungsbürgerliche Allgemeinbildung und vor allem anderen auf persönliche Souveränität an. Man erkennt sich auch in Deutschland, um mit Bourdieu zu sprechen gerade an der Selbstverständlichkeit und ‚Natürlichkeit‘ des Verhaltens.“ (Hartmann 2005, S. 8)

Die gesellschaftlichen Bedingungen stehen so gesehen den Individuen nicht nur als äußerlich gegenüber - das auch -, sondern sind gleichzeitig verinnerlicht, einverleibt – im „souveränen“ Auftreten, im „natürlichen“ Benehmen, in Blickweisen, Gesten, bis hin zur Formung und Haltung des Körpers. Der Gedanke der *einverlebten* Gesellschaft ist dabei höchst anschlussfähig zur Theorie und Praxis des Psychodramas, wo ja der Körper immer mit im Spiel und auch Gegenstand der Reflexion ist.

Bourdieu's Überlegungen sind in diesem Rahmen insofern fruchtbar, als die Auseinandersetzung mit Autonomie – unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen und Diskursen, die uns als AkteurInnen ja ebenfalls nicht „äußerlich“ bleiben - dazu verleiten könnte, implizit von einer Gegenüberstellung von Subjekt und Gesellschaft auszugehen, dem Individuum (gedanklich) ein Übermaß an Verantwortung zu überlassen und gesellschaftliche Bedingungen gar nicht, erst nach- oder untergeordnet zu betrachten. Um nicht diesem „neoliberalen Zeitgeist“ aufzusitzen, sind die gesellschaftlichen Möglichkeiten und Begrenzungen von vornherein als untrennbarer Teil dessen, was die gesellschaftlichen AkteurInnen ausmacht, mitzudenken. Der Fokus auf Habitusformen, aber auch auf die von Bourdieu eingeführten Begriffe des kulturellen und sozialen Kapitals, kann Angehörige des (Bildungs-)Bürgertums vor dem Kurzschluss bewahren, dass das, was sie erreichen, allein aus eigener Kraft erreicht würde – und damit verbunden vor einer Haltung des „Wer sich anstrengt, kann auch etwas erreichen“, die ausklammert, unter wie viel größerem Aufwand dies bei einer untergeordneten Stellung im sozialen Feld nur möglich ist. Der Blick kann dann vom einzelnen, „autonomen“, „unternehmerischen“ Individuum, das selbständig seinen Weg gehen soll – möglichst durch richtige Bildungsentscheidungen, aber auch durch persönliche Weiterentwicklung, etwa durch Therapie und Selbsterfahrung - wieder auf die sozialen Bedingungen gerichtet werden, die es politisch zu gestalten gilt, sowie auf das konkrete, auch politische, Agieren in diesen Bedingungen. Insofern geht es wohl auch darum, neben dem psychotherapeutischen Blick verstärkt einen soziologischen oder politischen Blick in Beratung und Therapie einzubringen.

2 Feministische Auseinandersetzung mit Autonomie

Autonomie hat für die 2. Frauenbewegung von Anfang an eine wichtige Bedeutung gehabt. Die Selbstbestimmung von Frauen – vor allem rund um die Fragen von Selbstbestimmung über den Körper und die eigene Sexualität – war zentrales Thema, Autonomie wurde gar zum Teil der Selbstbezeichnung („autonome Frauenbewegung“), die sich auch auf die Unabhängigkeit von bestehenden Parteien und Institutionen bezog. Dennoch kamen in den vergangenen Jahrzehnten die wohl grundlegendsten KritikerInnen des Konzepts der Autonomie aus feministischen Kreisen. Mit der Kritik an traditionell verstandener Autonomie zeigten sie auch auf, wie zentral dieses Denken für die westliche Geistesgeschichte ist und wie stark es innerlich mit männlich geprägten Werten und Normen zusammenhängt. An Immanuel Kants Konzeption von Autonomie, die zentral ist für diese Tradition, wird zunächst die Abtrennung und Abwertung von jeglicher Emotion kritisiert. Autonom handeln heißt bei ihm, gänzlich unabhängig von persönlichen Gefühlen und Begehren – die für ihn Teil der „pathologischen Natur“ des Menschen sind - zu entscheiden.²

In der Tradition Kants muss von einer abgehobenen, unparteiischen, objektiven Werte aus durch reine praktische Vernunft entschieden werden, wie zu handeln ist. Diese Vorstellung eines autarken, isolierten, unkörperlichen und frei von Bindungen existierenden autonomen Selbst wird heute als Ausdruck einer androzentrischen symbolischen Ordnung

kritisiert, die jede Form von Abhängigkeit als Bedrohung von Autonomie versteht. Diese Konzeption ist zutiefst mit geschlechterhierarchischem dualistischem Denken verknüpft, demzufolge die „andere Seite der Medaille“ – Eingebundensein, Bezogenheit, Emotion - abgespalten, Frauen zugeordnet, als weiblich definiert und abgewertet wurde. Bereiche, die über Jahrhunderte vornehmlich weibliche Erfahrungszusammenhänge darstellten – Versorgung, Beziehung, Pflege - werden aus den Konzeptionen von Autonomie ausgegrenzt.

Feministische Kritik rührt dabei an Grundpositionen der westlichen Kultur, wenn an der Notwendigkeit und Möglichkeit gerüttelt wird, aus isolierter, von Beziehungen und Emotionen unbehelligter Position objektive, rationale Urteile zu treffen. Dieser Anspruch wird auch als „gefährliche Illusion“ gesehen (Christman 1995, S. 28), da der gesellschaftliche Ort, von dem aus beurteilt wird - und somit die Interessen der Urteilenden - aus dem Blick geraten: Unterdrückung wird verschleiert und legitimiert. In anderen Kritiksträngen wird der Aspekt der unterschweligen Legitimation des kapitalistischen Denkens hervorgehoben – indem der rationale, ökonomisch selbstbezogene Mensch als unbehelligt von Verpflichtungen gegenüber anderen gedacht und wertgeschätzt werde. (Christman 1995, S.31)³

Die feministische Kritik an der traditionellen Autonomieauffassung entwickelte sich unter anderem aus den Studien und Überlegungen von Carol Gilligan.⁴ Sie ergänzte und kritisierte darin Lawrence Kohlbergs Arbeiten zur Moralentwicklung. Kohlberg untersuchte Entwicklungsstufen moralischer Reife, indem er Jungen und Mädchen Dilemmasituationen zur Entscheidung vorlegte und kam zu dem Ergebnis, dass Mädchen meist niedrigere Entwicklungsstufen moralischer Reife erreichten, als Jungen. Moralische Reife hatte er dabei mit einer prinzipienorientierten Auffassung von Gerechtigkeit gleichgesetzt, die mit der Auffassung des rationalen, an abstrakten Prinzipien und nicht Beziehungen orientierten autonomen Subjekts korreliert. Gilligan hielt dem entgegen, dass neben der prinzipiengeleiteten Gerechtigkeitsethik eine beziehungsgeleitete Verantwortungsethik zu denken sei, die in den Antworten von Mädchen und Frauen stärker hervortrete. Diese Moralvorstellung unterscheidet sich von der Freuds, Piagets und Kohlbergs. „In dieser Konzeption entsteht das Moralproblem aus einander widersprechenden Verantwortlichkeiten und nicht aus konkurrierenden Rechten, und es setzt zu seiner Lösung eine Denkweise voraus, die kontextbezogen und narrativ und nicht formal und abstrakt ist.“ (Gilligan 1988, S. 30). Hier geht es um Care (Fürsorge, Pflege, Zuwendung), das Gefühl für Verantwortung und Beziehung steht im Mittelpunkt – im Gegensatz zur Moral als Fairness, wo Rechte und Spielregeln zentral sind und objektive Lösungen als „mathematisches Problem mit Menschen“ (Gilligan 1988, S. 39ff) aufgefasst werden. Gilligan sieht diese zweite Moralauffassung nicht an das Geschlecht gebunden, und sie sieht sie auch nicht im Widerspruch zur ersteren, vielmehr ergänzen einander Gerechtigkeitsethik und Verantwortungsethik in ihrer Sicht gegenseitig. Diese Erkenntnisse gaben Anstoß für die weitere kritische Auseinandersetzung mit dem traditionellen Autonomiekonzept. Im Kontext einer „Care-Ethik“ wird dabei historisch gesehen „weiblichen“ Erfahrungen und Werten wie Liebe, Beziehung und Fürsorge höhere Bedeutung zugemessen. Der Mensch wird als grundlegend eingebunden in Beziehungen gedacht – Autonomie als relationale Autonomie konzipiert.

3 Relationale Autonomie und Doing Autonomy

Aktuelle feministische Auseinandersetzungen drehen sich nun um die Frage, wie relationale Autonomie zu denken ist. Am Wert der Autonomie und an der Orientierung auf Autonomie hin wird festgehalten, doch gleichzeitig wird anerkannt und geachtet, dass Menschen immer Bezogene sind. Zum einen geht es um die Anerkennung und Beachtung des Kontextes und um das Verständnis des Menschen als von Grund auf soziales Wesen – wie ich es auch oben unter Bezugnahme auf Bourdieu ausgeführt habe. So weist Moser mit Hannah Arendt darauf hin, dass Bezogenheit zur *conditio humana* gehört: „Menschen (werden) nicht von ungefähr in die Welt geworfen (...), sondern von Menschen in seine schon bestehende Menschenwelt geboren“ (Arendt 2010, S. 226). Moser führt aus: „Menschen sind im

Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten, oder sie sind gar nicht. Diese grundlegende Bezogenheit ist der – unbedingt notwendige – Verwirklichungshorizont von Autonomie“.
(Moser 2008a, S. 4) Konkrete Beziehungen können dann Autonomie fördern oder behindern. Sozialisation und Beziehungen bleiben ambivalent für faktisch gelebte Autonomie. Zum anderen werden Werte rund um Zuwendung, Liebe oder Fürsorge im Vergleich zu klassischen Ideen im Autonomiedenken – Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Abgrenzung – aufgewertet. Autonomie der einzelnen steht nicht im Gegensatz zu Beziehung, sondern beides wird zusammen gedacht. Wesentlicher Gedanke ist dabei die Abkehr von absolut gedachter Autonomie, hin zu einer Orientierung an der Praxis. Autonomie als faktische ist nicht entweder gegeben oder nicht gegeben, sondern in unterschiedlichem Ausmaß gegeben - mehr oder weniger, abhängig von der konkreten Situation, eingebunden in konkrete Handlungskontexte. Autonomie wird als relative Größe bzw. gradueller Begriff verstanden, immer unter Einbeziehung sozialer Beziehungen und Strukturen.

Strametz und Müller haben in Anlehnung an das Konzept des Doing Gender von Doing Autonomy gesprochen, ein Begriff, der mir fruchtbar erscheint. (Strametz und Müller 2008, S. 06 - 4) So wie das soziale Geschlecht nicht als eine Eigenschaft von Männern und Frauen verstanden wird, sondern als in permanenter Interaktion hergestellt, wiederhergestellt und modifiziert, ist in diesem Sinne auch Autonomie – so lässt sich ausführen - nicht als Eigenschaft oder Besitz einer Person zu verstehen. Vielmehr wird Autonomie im gemeinsamen Tun realisiert – unter den Bedingungen konkreter sozialer Verhältnisse, Beziehungen und auch Abhängigkeiten, einmal mehr, einmal weniger.

4 Bezogenheit – soziales Atom und Begegnungsideal

Diese Überlegungen zu relationaler Autonomie bzw. auch zum Doing Autonomy lassen sich gut mit der grundlegenden Denk- und Handlungsweise des Psychodrama verknüpfen. So ist der Mensch als grundlegend soziales und bezogenes Wesen ein Ausgangspunkt des psychodramatischen Denkens. Mit dem Konzept des sozialen Atoms geht Moreno davon aus, dass der Mensch nicht unabhängig von seiner Sozialität gedacht werden kann, er ist immer eingebunden in diesem Kern von sozialen Beziehungen – und über die Verknüpfung der sozialen Atome ist er über soziale Netzwerke in das „soziale Universum“ eingebunden. Das soziale Atom, nicht das Individuum, sieht er dann auch als kleinste Analyseeinheit der Psychologie und Soziologie an. Insofern liegt es auf der Hand, dass auch vom psychodramatischen Denken her nicht von einem traditionellen Autonomiekonzept des isolierten, unparteiischen, rationalen Menschen, frei von Bindungen, ausgegangen werden kann.

Die Überlegungen zu relationaler Autonomie beinhalten jedoch über die prinzipielle Anerkennung der faktischen sozialen Eingebundenheit hinaus auch eine Ebene der Werte. Anders als in der Kantschen Auffassung werden Bezogenheit, das Eingebettetsein in Beziehungen sowie die Emotionen, die damit verbunden sind, nicht als hinderlich für autonome Entscheidungen abgetan und abgewertet. Hier berühren sich die Überlegungen mit der Bedeutung, die im psychodramatischen Denken der Begegnung zukommt: „Das Begegnungskonzept ist das wichtigste Leitbild für die therapeutische/beraterische Beziehung.“ (von Ameln, Gerstmann und Kramer 2004, S. 213). Stärkung der Autonomie ist dann nicht aus dem Rückzug auf das „Eigene“, nicht in der abgegrenzten Subjektivität zu erlangen, sondern entwickelt sich in fruchtbaren, heilenden Begegnungen. Das Begegnungsideal im Psychodrama bringt es auch mit sich, dass die Autonomie der KlientInnen nicht durch die möglichste „Abwesenheit“, Distanz der TherapeutInnen gewährleistet wird, sondern diese sich weit mehr als etwa in der Psychoanalyse oder in manchen anderen Therapieformen als Menschen zeigen und Begegnung ermöglichen. Autonomieentwicklung wird somit auch in der TherapeutInnen-PatientInnenbeziehung nicht als etwas gedacht, dass am besten unter Ausblendung anderer Menschen passiert.

5 Rollenkonzept, SpielerInnen und GegenspielerInnen

Morenos Rollenkonzept korrespondiert mit der Kritik an traditionellen Autonomie-Ansätzen, die „fälschlicherweise ein kohärentes Subjekt mit transparentem Selbstbewusstsein und einer fixen, über die Zeit gleich bleibenden Identität, das seine ‚eigenen‘ Entscheidungen treffen kann, annehmen“ würden. (Moser 2008b, S. 3). Das Individuum ist aus Morenos Sicht nicht von der Gesamtheit seiner Rollenbeziehungen, dem kulturellen Atom abzulösen. „Die Rollen, in denen Menschen handeln, stellen im Psychodrama die elementare Einheit für die Analyse und die Veränderung der Persönlichkeit dar“ (von Ameln et al. 2004, S. 221). Insofern ist das Selbst nichts Fixes, Unveränderliches, neben oder hinter den „gespielten“ Rollen, sondern „das Selbst kann sich aus Rollen entwickeln“, wie Moreno sagt (zit. nach von Ameln et al. 2004, S. 221). Andere Menschen sind deshalb für die Entwicklung zentral, denn um Rollen entwickeln zu können, braucht es Komplementärrollen. Die Beziehung zu anderen Menschen ist somit nicht hinderlich für autonome Lebensführung, sondern Voraussetzung für weitere Entwicklung.

6 Konkret, situativ und körperlich

Wenn Autonomie nicht abstrakt und absolut, sondern konkret und situationsbezogen gedacht wird, passt diese Vorstellung zum psychodramatischen Tun, bei dem Beziehungen, Wünsche, Konflikte usw. auf der Bühne konkret werden, in der Szene in unmittelbare Interaktion umgesetzt werden. Keine abstrakten Analysen sondern konkretes, unter Umständen exemplarisches Tun wird zum Kristallisationspunkt genommen, an dem Handlungsoptionen ausgelotet und Handlungsspielräume erweitert werden. Das konkrete Doing Autonomy auf der Bühne dient als Basis zur Reflexion von Entscheidungsmöglichkeiten und Begrenzungen - wie weit und wo war Selbstbestimmung möglich, welche sozialen Bedingungen, welche Beziehungen stärken oder schwächen sie? Und das je eigene Repertoire des Doing Autonomy kann durch Ausprobieren im Rollenspiel erweitert werden. Bislang nicht gewagte Optionen können getestet werden, neue Vorschläge von anderen MitspielerInnen eingebracht werden.

Die feministische Kritik stellt weiters die Abgehobenheit, Abgegrenztheit und Unkörperlichkeit des autonomen Individuums im traditionellen Bild in Frage. Körper, Emotion, Beziehung – der Mensch wird nun als lebendig und konkret in der Welt verortet gedacht. Autonomie spielt sich dann nicht im Kopf, sondern im ganzen Menschen ab. Der Körper ist somit – ganz Psychodrama – immer mit im Spiel.

7 Handlungsorientierung, Prozessorientierung

Autonomie kann nie vollständig erreicht werden, von einem abstrakten, feststehenden Ideal an Autonomie hat sich die relationale Autonomie verabschiedet. Statt dessen steht der Prozess im Mittelpunkt, in fortwährender Interaktion wird mehr oder weniger Autonomie erlangt, ohne dass ein für alle Mal ein Endpunkt erreichbar wäre.

Doing Autonomy spricht es aus: Es geht hier um Handeln – im umfassenden Sinne von Wahrnehmen, Deuten und Tun. Autonomie wird nicht rein kognitiv hergestellt, durch die hartnäckige, abstrakte Suche nach „mathematischen“ Lösungen, sondern in der konkreten Interaktion - mal mehr, mal weniger - realisiert. Dies trifft sich mit der Konzeption des Psychodramas als derjenigen Methode, die „die Wahrheit der Seele durch Handeln ergründet“ (Moreno: 1959, zit. nach von Ameln et al. 2004, S. 2). Und, möchte ich anfügen, des Soziodramas als Methode, Gesellschaft durch Handeln (und dessen Reflexion) zu verstehen. Kontextbezogenes Handeln von konkreten AkteurInnen ist Kristallisationspunkt von Psychodrama ebenso wie von relationaler Autonomie.

8 Relationale Autonomie und feministische Bildung

Die feministische Kritik an traditioneller Autonomieauffassung hat ihren Ursprung in der Betrachtung und Einbeziehung von weiblichen Sichtweisen und weiblichen Erfahrungszusammenhängen. In ihrer Konsequenz geht es aber nicht um spezielle

Autonomiefragen für Frauen und auch nicht speziell um das Doing Gender, das Wiederherstellen (und Modifizieren) von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in ständiger Interaktion. Vielmehr geht es um ein Infragestellen von einseitigen Konzepten, die für Frauen wie Männer nicht dem realen Leben entsprechen. Wohl sind Zuwendung, Pflege und Sorge historisch meist Frauen als Aufgabe zugewiesen worden, und ihre Abwertung erfolgte gemeinsam mit der Abwertung von Frauen und allem als „weiblich“ Definiertem. Wohl dürften – so Gilligans Ergebnisse – sich mehr Frauen, wohl aufgrund der ihnen stärker zugewiesenen Verantwortung für konkrete andere, einer Verantwortungsethik verpflichtet sehen als Männer. Dennoch stellt die feministische Kritik die Gültigkeit der traditionellen Autonomieauffassung für alle gleichermaßen in Frage.

Die Befassung mit Autonomie – und da komme ich zurück zur Bedeutung von Autonomie für die 2. Frauenbewegung – spielt aber dennoch nach wie vor für Frauen eine spezielle Rolle. Denn nach wie vor gilt es für Frauen, Selbstbestimmung gegen patriarchale Verhältnisse durchzusetzen - sei es in konkreten unterdrückerischen Beziehungen, sei es gegen gesellschaftliche Ausschlussmechanismen, etwa im Beruf, sei es gegen machtvolle Diskurse, wie etwa die Abwertung von Care-Tätigkeiten. Die Stärkung von Autonomie, die Vergrößerung von Handlungsspielräumen bleibt insofern zentrales Thema von feministischer Bildungsarbeit.

9 Psychodramatische feministische Bildungsarbeit

In meiner politischen Bildungsarbeit arbeite ich mit Frauen zu Themen, die unter die Überschrift „Empowerment“ – oder auch, wie ich angesichts dieses Artikels meine, „Erweiterung von relationaler Autonomie“ – gestellt werden können.⁵ In diesen Bildungsangeboten kann es um „Macht, Ohnmacht und Geschlecht“, um „Frauen stellen Geld auf“, um „Empowerment von Frauen“, um „hegemoniale Männlichkeit“ oder darum gehen „Frauen (in der Organisation) ins Spiel zu bringen“, oder aber um eine interaktive Beschäftigung mit „Gender Budgeting“. Die Teilnehmerinnen der Seminare sind fast durchwegs Frauen, für die Autonomie in Bezogenheit das weitaus stimmigere Konzept ist, als es Autonomie im herkömmlichen Sinne wäre. Aufgrund der Vereine, die diese Seminare anbieten, sind es sozial engagierte, an gesellschaftlichen und/oder Genderfragen interessierte Frauen, nicht selten auch Frauen, die einen Gutteil ihrer Zeit mit Sorgetätigkeiten befasst waren oder sind. Gemeinsam ist diesen Seminaren für Frauen, dass – unter anderem mit Methoden aus dem Verfahren Psychodrama - zum einen Handlungsspielräume ausgelotet und neue Handlungsweisen ausprobiert werden. Zum anderen werden dadurch Strukturen reflektiert, die Handlungsspielräume einschränken. Ich sehe somit zwei, einander teils überschneidende Wege, im Sinne des Doing Autonomy Bildungsarbeit zur Erweiterung von Autonomie zu nutzen.

10 Ganzheitliche Reflexion gesellschaftlicher Strukturen und Diskurse

Hier werden unterdrückende Strukturen (etwa geschlechterungerechte Budgets) und dominante Diskurse (z.B. zu Effizienz und Rationalität) unter Einbeziehung des ganzen Menschen erspürt, erkannt und benannt. Durch die Bearbeitung mit psychodramatischen Arrangements bleiben die Erkenntnisse nicht rein kognitiv sondern gehen „tiefer“. In der gemeinsamen Auseinandersetzung können die TeilnehmerInnen auf Distanz dazu treten, sich ein eigenes Bild machen, sich ein Stück zunächst innerlich davon befreien. Erweiterte Autonomie durch Reflexion ist dieser Weg. Vielfach bietet dabei das soziodramatische Rollenspiel – mit gemeinsam grob entworfenem Setting – die Möglichkeit, ein gesellschaftliches Problem zu umreißen, die Teilnehmerinnen mit dem Thema und den verschiedenen sozialen Rollen in Kontakt zu bringen und damit die darauf folgende Diskussion „anzuwärmen“, in eine Dynamik und Verbindung mit den einzelnen zu bringen, die sonst nicht gegeben wäre. Strukturen können so neu erkannt, Ungerechtigkeiten und Unfreiheiten – gemeinsam – aufgespürt und der Blick kann eröffnet werden für das, was anders werden soll.

In anderen Settings dient etwa eine Variation der Übung der „Inneren Helfer“ dazu, Erfahrungen aus der Vergangenheit als „Material“ für soziologische oder politische Auseinandersetzung zu heben - etwa zur Frage, wie sich nicht geschlechtergerechte Verteilung öffentlicher Gelder im konkreten Frauenleben niedergeschlagen hat. Aus der Perspektive des Mädchens, der jungen Frau usw. werden so Erfahrungen, Sichtweisen, Wünsche und Ärgernisse präsent, die mit öffentlichen Geldern in Zusammenhang stehen. Andererseits dient diese Übung – indem auch der wohlwollende Blick des „Schutzengels“ oder der „guten Fee“ mit eingeführt wird - dazu, Visionen zu entwickeln, stärkende Bilder zu aktivieren, oder auch sich eigener Stärken bewusst zu werden.

11 Handlungsspielräume erweitern

Neben der Reflexion von Strukturen werden vielfach Handlungsspielräume im Spiel ausgetestet, um sie zu erweitern. Wesentlich bleibt dabei die Verknüpfung von Aktion und Integrationsphase, von soziodramatischem Spiel, Skulpturarbeit oder anderen Arrangements einerseits, ausführlicher Feedback-, Sharing- und Auswertungsphase andererseits. Vielleicht noch mehr als im psychodramatischen ProtagonistInnenspiel ist es seltener die kathartische Erfahrung im Spiel, die für sich das zentrale Moment der Veränderung bringt. Zu hartnäckig sind patriarchale Verhältnisse, zu stark sind die gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen, die die AkteurInnen beschränken. Und dennoch: Gerade die gemeinsame Einsicht in Unfreiheit und ungerechte Strukturen kann stärken, kann zu Umdenken und Widerspruch führen.

Vielleicht lässt sich der Gedanke an zwei Erfahrungen deutlich machen, die ich selbst als Teilnehmerin nicht mit Psychodrama, sondern mit Forumtheater gemacht habe – einer dem Psychodrama sehr verwandten Theaterarbeit mit stark politischem Anspruch. Beide Erfahrungen beziehen sich auf Aufführungen zu Themen von fehlender Geschlechtergerechtigkeit. Nach der ersten Aufführung, bei der ich - so wie vor und nach mir andere – versucht hatte, durch mein Handeln die vorgegebene Szene so zu verändern, dass die Protagonistin von ihren Chefs und KollegInnen nicht an den Rand gedrängt wird, blieb ein ungutes Gefühl zurück. Wird hier, so war mein Gedanke, nicht wiederum die Vorstellung von „ihres Glückes Schmied“ zementiert? Geht es nur um die – noch bessere, schlagfertigere, durchsetzungsfähigere, reaktionsschnellere – individuelle Akteurin? Wird hier nicht im neoliberalen Spiel der Ich-AG mitgespielt? Im zweiten Stück, einer von einer indischen Gruppe in Szene gesetzten, heftigen familiären Unterdrückungssituation sprach der Leiter – nach wiederum wenig erfolgreichen Interventionsversuchen anderer – die für mich befreiend wirkenden Worte: Selbstverständlich war die Intervention nicht erfolgreich. Glauben wir denn, jahrhundertelange patriarchale Tradition einfach wegwischen zu können? Die Strukturen sind hartnäckig, es kann nicht um die einzelne gehen, die hier durch kompetentes Handeln die große Veränderung herbeiführt. Die Erfahrung zeige jedoch, dass dort, wo mit Forumtheater in den Dörfern gearbeitet wurde, wo Frauen im Spiel aufgestanden sind und versucht haben, ihr Leben anders und neu zu gestalten, wo sie über das Spiel in Austausch gekommen sind, sich langsam auch die realen Lebensbedingungen geändert haben. Nicht zuletzt wurde dies deutlich an den Schauspielerinnen selbst, die aus solcherart patriarchalen Verhältnissen stammend mit der Theatergruppe unterwegs waren. Für mich waren die Erfahrungen eine Bestätigung meiner soziodramatischen Arbeit, wo oft nicht die „Lösung“ des Problems im Vordergrund steht, sondern die gemeinsame Auseinandersetzung in der Gruppe anhand des gemeinsam erfahrenen Spiels. Strukturell verfestigte Machtverhältnisse und Geschlechterhierarchien sind nun mal nicht durch einzelne Handlungen – und das Handeln einzelner – auszuhebeln.

In anderen Settings wiederum wird ausführlicher an konkreten, den Teilnehmerinnen gemeinsam vertrauten (wenn auch weiterhin fiktiven und im Stegreifspiel entwickelten) Interaktionen gearbeitet, um die konkreten Akteurinnen für erfolgreicherer Handeln gegen alltägliche sexistische Abwertungen zu stärken. So etwa, wenn eine Sitzung inszeniert wird, wo Frauen gegen ignorante, abwertende, ausschließende Verhaltensweisen ihrer männlichen Kollegen nicht ankommen. Durch eine Kombination von Reflexion und

Austausch einerseits, eine zweiten Chance im Spiel andererseits wurde es den Teilnehmerinnen möglich, ihre Handlungsspielräume zu erweitern, sich den eigenen Raum zu nehmen und gegen die Abwertung anzukommen. Nachdem sie – anschließend an ausführliches Rollenfeedback, Sharing und inhaltliche Auswertung – die Möglichkeit bekommen hatten, sich über bereits erlebte erfolgreiche Strategien auszutauschen, war das Auftreten im Spiel – individuell und im Zusammenspiel der Spielerinnen - kein Problem mehr. Das Doppel, das für die am meisten ausgesetzte Spielerin sicherheitshalber im Hintergrund vorhanden war, sah keine Veranlassung, hilfreich einzugreifen, auf der Grundlage der Verständigung und der Hebung der Erfahrungsschätze war die Stärke einfach gegeben. Auch das Spiel in männlichen Rollen - häufig Rollen von Antagonisten aus dem realen Leben – wird oft als hilfreich erlebt. Zum einen stärkt die Wahrnehmung aus dieser Rolle heraus die Frauen, da deutlicher wird, welche Strategien in der Auseinandersetzung wohl aufgehen können und welche nicht. Zum anderen aber erweitert das Spielen von männlichen Rollen vielfach das psychodramatische Rollenrepertoire: So wird Gelassenheit, sich nicht für alles verantwortlich zu fühlen oder sichere Machtausübung vielfach in diesen Rollen erlebt – und als neu und sehr angenehm erfahren. Egal, ob es sich dabei um Projektionen oder intuitiv erfasste Befindlichkeiten in diesen sozialen Rollen handelt – die Erfahrung mündet oft darin, sich davon etwas ins reale Leben mitzunehmen. Angesichts meiner eigenen Erfahrungen mit Psychodrama bin ich überzeugt, dass diese Szenen, Gefühle und Haltungen aus der surplus reality in der Realität „draußen“ weiterwirken.

12 In Abhängigkeiten das eigene Leben gestalten

„Abhängigkeit ... ist das schmutzigste Wort in der USA von heute“ zitiert Michaela Moser die Historikerin Ricky Solinger (Moser 2005, S. 14f) und bezieht dies durchaus auch auf den Diskurs in europäischen Gesellschaften. Diesen Kontext des neoliberalen Diskurses zu Abhängigkeit zu reflektieren, sowie soziologische und feministische Antwortversuche darauf - vermittelt über den Begriff der Autonomie – zur Verfügung zu stellen, war Anliegen dieses Artikels. Das Psychodrama kann, so bin ich überzeugt, angesichts seiner Grundlagen - von Begegnung bis Handlungsorientierung - Menschen beim Doing Autonomy gut unterstützen: bei den fortlaufenden Versuchen, das Leben in persönlichen und gesellschaftlichen Abhängigkeiten, unter Anerkennung der Tatsache dieser Abhängigkeiten, als eigenes zu gestalten sowie Gesellschaft mitzugestalten.

Anmerkungen

¹ Ich beziehe mich in meinen Ausführungen auf Überblicke und Überlegungen in Christman 1995, Moser 2008b sowie Strametz und Müller 2008.

² „Im Allgemeinen ist die verbindende Idee hinter dem unterschiedlichen Gebrauch des Autonomiegedankens diejenige von `Selbstbestimmtheit´ – nur der oder die zu sein und das zu tun, was ich frei, unabhängig und authentisch zu sein oder zu tun wählen“

³ Da die dichotome Weltsicht von Natur und Freiheit eingebettet ist in das dichotome Geschlechterkonzept der bürgerlichen Gesellschaft, sind bei Kant Frauen aufgrund ihrer Nähe zur Emotion auch nicht zu autonomem moralischen Handeln fähig.

⁴ Zur Debatte um den Homo oeconomicus siehe Gubitzer 2007

⁵ Hier referiert nach Moser 2008b, S. 112ff

⁶ Ich arbeite auch in gemischten Gruppen etwa zu „Doing Gender in der Schule“ oder zu „Doing Gender in Organisationen der Erwachsenenbildung“, an dieser Stelle beschränke ich mich jedoch aus Platzgründen auf die Arbeit mit Frauen. Näheres siehe Novy 2008

Literatur

Ameln, F. von, Gertmann, R., Kramer, J. (2004). *Psychodrama*. Berlin Heidelberg: Springer-Verlag
Arendt, H. (2010). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper

- Bourdieu, P. (1998). *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1997). *Sozialer Sinn*. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Christman, J. (1995). Feminism and Autonomy. In: D.E. Bushnell (Hrsg.), „Nagging“ Questions. Feminist Ethics in Everyday Life (S. 17- 39). Lanham: Rowman & Littlefield
- Gilligan, C. (1988). *Die andere Stimme*. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München: Piper.
- Gubitzer, L. (2007). Was hat der Schumpetersche Unternehmer mit den Desperate Housewives zu tun? Eine Annäherung an das Thema Menschenbild in der Ökonomie. In: A. Grisold, L. Gubitzer, R. Pirker (Hrsg.), *Das Menschenbild in der Ökonomie*. Eine verschwiegene Voraussetzung. Wien: Löcker
- Hartmann, M. (2005). Eliten und das Feld der Macht. In: C. Colliot-Thélène, E. François, G. Gebauer (Hrsg.), *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven* (S. 255-275). Frankfurt am Main: Suhrkamp. http://www.ifs.tu-darmstadt.de/fileadmin/soziologie/Neue_Homepage/Arbeit_Technik_und_Gesellschaft/PDFs/Publikationen/Pub_Hartmann_Eliten_und_das_Feld_der_Macht.pdf, 5.12.2011
- Moreno, J.L. (1959). *Gruppenpsychotherapie und Psychodrama*. Einleitung in die Theorie und Praxis. Stuttgart: Thieme
- Moser, M. (2005). „We all live subsidized lives!“ Bedürftigkeit als menschlicher Normalzustand und als Ausgangspunkt für eine erneuerte Politik des Sozialen. In: I. Praetorius (Hrsg.), *Sich in Beziehung setzen*. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, (S. 13-24). Königstein/Taunus: Ulrike Helmer
- Moser, M.K. (2008a). Bestimmtsein und bestimmen. Weibliches Handeln im Spannungsfeld von sozialen Bedingungen, Beziehungen und Liebe zur Freiheit. In: *Frauensozialwort* 08. <http://www.ksoe.at/ksoe/dmdocuments/Frauensozialwort191108.pdf>, 13.6.2012
- Moser, M.K. (2008b). Selbst, aber nicht unabhängig. Relationale Autonomie als Ansatzpunkt für feministische christliche Sozialethik. In: C. Spieß, K. Winkler (Hrsg.), *Feministische Ethik und christliche Sozialethik*. Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften Münster Bd. 57, (S. 109-143). Berlin: LIT Verlag
- Novy, K. (2008). Doing gender auf die Bühne bringen. Soziodramatische Bildungsarbeit zu Geschlechterthemen. *MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs* 3/2008, 11-2 – 11-8. Online im Internet: <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-3/meb08-3.pdf> Wien. 1.7.2012
- Strametz, B., Müller, L. (2008) Autonomie und Emanzipation im Kontext feministischer Bildungsarbeit. Eine Pendelbewegung zwischen theoretischer Konstruktion und individuellem Nutzen. *MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs* 3/2008, 06-1 – 06-11. Online im Internet: <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-3/meb08-3.pdf> Wien. 1.7.2012

Novy, Katharina, Jg. 1967, Dr.in

Soziologin und Historikerin, Psychodrama-Rollenspielleiterin (ÖAGG), Diversity-Beraterin (Austrian Society for Diversity). Selbständige Trainerin, Beraterin und Moderatorin. Schwerpunkte: psychodramabasierte und partizipationsorientierte (politische) Bildung und Beratung, psychodramabasierte Moderation, Biographiearbeit und -forschung, qualitative Sozialforschung, Gender, Diversity.

www.perspektivenveraendern.at
